

Christian  
Signol  
Der Roman  
Himmel,  
so blau

Urachhaus



6 Doch sie hatten ihre Rechnung ohne den Pachtherrn gemacht, der bei der Verteilung der Lämmer im folgenden Frühling neue Forderungen stellte und aufgrund der Tatsache, dass sie zu mager waren, zwei zusätzliche Tiere als Anteil forderte. Jacques lehnte das ab und sagte:

»Eins, das geht noch, auch wenn Sie nicht das Recht dazu haben, aber zwei, das kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Jetzt sag nur noch, dass ich ein Dieb bin!«, empörte sich der Besitzer.

»Ich habe nichts Derartiges gesagt«, antwortete Jacques. »Ich will Gerechtigkeit, das ist alles.«

»Nun, dann wirst du sie bekommen«, entgegnete er. Dann fügte er drohend hinzu: »Noch ehe die Woche zu Ende geht.«

In der Tat trat der Notar, der den Pachtvertrag aufgesetzt hatte, drei Tage später ohne anzuklopfen bei ihnen ein, als sie gerade zu Mittag essen wollten, und setzte sich an den Tisch, ohne dass ihn jemand dazu aufgefordert hatte. Aus seiner Ledertasche holte er geheimnisvolle Dokumente hervor und erklärte Jacques und Madeleine, die sehr davon beeindruckt waren, dass eine so wichtige Person sich nur ihretwegen hierher begeben hatte, dass bei der Verteilung der Tiere und Bodenerträge eventuelle Wertminderungen der vorangegangenen Jahre berücksichtigt werden müssten.

»Hier bitte! Seht selbst!«, rief er aus und hielt ihnen den Vertrag vor die Augen:

»Da steht es!«

»Wir können nicht lesen«, sagte Jacques. »Ich habe es Ihnen doch schon gesagt, als ich unterschrieben habe.«

Weder Jacques noch Madeleine hatten zu einer Zeit, wo die religiösen Institutionen mit der Schulbildung betraut waren, die außerdem nicht kostenlos war, auch nur den geringsten Unterricht erhalten. Sogar die III. Republik, in der Julien zur Welt kam, hatte große Schwierigkeiten – wir werden es noch sehen –, alle Kinder zur Schule zu schicken. Wenn sie sich auch wie jedermann auszudrücken vermochten, waren weder Jacques noch Madeleine in der Lage, einem Mann des Gesetzes die Stirn zu bieten.

»Es ist nicht Sache Ihres Pachtherrn, die Folgen zu tragen«, sagte der Notar eisig und mit geringschätziger Miene.

»Ich habe überhaupt nichts im Wert gemindert«, erwiderte Jacques. »Das Gras für die Schafe war nicht gut genug. Wir hätten nicht mähen sollen, es hatte nicht genug geregnet.«

»Sie hätten sich vorher darüber Gedanken machen sollen!«

»Er hat darauf bestanden! Ich wollte es nicht.«

»Ich habe keine Zeit zu verlieren«, entschied der Notar. »Ich bin nur gekommen, um Sie an die Klauseln Ihres Vertrags zu erinnern, und ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, dass, wenn Sie sich nicht fügen, nicht ich wiederkommen werde, sondern ein Gerichtsvollzieher.«

»Ein Gerichtsvollzieher!«, rief Jacques aus. »Das möchte ich gern sehen!«

»In Ihrem Interesse wäre es besser, wenn Sie ihn nicht sähen«, sagte der Notar und erhob sich.

Und während er sie mit einem leichten Kopfnicken grüßte, fügte er hinzu:

»Jedenfalls, Sie sind gewarnt.«

Madeleine begleitete ihn bis zur Tür. Sie schloss sie eilig hinter ihm, als wolle sie die Gefahr draußen halten, und ging zu ihrem Mann zurück, der immer noch vor Zorn zitterte. Sie setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl und murmelte:

»Es ist doch keine große Sache. Weißt du, ein Lamm mehr oder weniger ...«

Und als er sie mit jenem bösen Blick anschaute, vor dem sie immer Angst hatte, sagte sie:

»Wir haben doch mehr, als wir zum Leben brauchen.«

Jacques stieß einen tiefen Seufzer aus und schien sich angesichts dieser unbestreitbaren Wahrheit zu entspannen.

»Julien hat es hier gut«, sprach sie weiter. »Es fehlt ihm an nichts.«

Jacques Blick wanderte von seinem Sohn zu seiner Frau.

»Genau deshalb!«, sagte er. »Ich denke nicht an mich, sondern an ihn.«

Er schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch und rief:

»Ich will Gerechtigkeit, für ihn und für mich! Ich will nicht, dass er eines Tages so behandelt wird, wie man mich heute behandelt! Ich will, dass er lesen und schreiben lernt, damit er sich verteidigen kann!«

»Wir können ihn ja zur Schule schicken, wenn wir hierbleiben«, sagte Madeleine. »Sie ist weniger als einen Kilometer entfernt. Wir beide werden mit der Arbeit schon alleine fertig.«

Und da sie begriff, dass er diesem Argument Gehör schenkte, sprach sie weiter:

»Anderswo wäre es nicht sicher, ob das ginge.«

Er musterte sie eine Weile schweigend, dann schien ihn dieser Gedanke zu beruhigen.

»Gib ihm die zwei Lämmer, die er verlangt«, sagte sie. »Wir brauchen sie nicht.«

Jacques senkte den Blick, antwortete nicht und ging hinaus. Sobald der Nachmittag angebrochen war, begab er sich jedoch zum Schloss, und der Zwischenfall war zu Madeleines großer Erleichterung vergessen.

Ein wenig später, Mitte Juni, als Jacques auf der Wiese am Bach Heu wendete und Madeleine sich gerade fertig machte, zu ihm zu gehen, um ihm das Mittagessen zu bringen, tauchte der Gutsbesitzer auf dem Pachthof auf und überraschte sie in der Küche. Sie hatte ihn nicht kommen hören, denn er kam zu Fuß. Zunächst blieb sie vor Überraschung wie angewurzelt stehen, zumal er nicht angeklopft hatte und plötzlich lächelnd in der Türöffnung stand, er, der sich normalerweise so feindselig und nachtragend verhielt.

»Ich bin gerade hier vorbeigekommen und hatte Durst«, sagte er und näherte sich dem Tisch. »Du hast nicht zufällig ein Glas Wein für mich?«

Ebenso wie ihr Mann mochte sie dieses plumpe Duzen nicht, seine Art und Weise, sie seine Überlegenheit, seine unanfechtbare Macht spüren zu lassen. Wortlos stellte sie ein

Glas auf den Tisch und schenkte ihm ein, wobei sie darauf achtete, auf der anderen Seite des Tisches zu bleiben, da sie vor ihm auf der Hut war.

Er trank, seufzte und blieb eine ganze Weile regungslos stehen und betrachtete sie. Verlegen machte sie sich in der Küche zu schaffen und vermied es seinem Blick zu begegnen. Dann fragte sie, da er keine Anstalten machte zu gehen:

»Wollen Sie noch ein Glas?«

»Nein, danke«, sagte er.

»Dann werde ich zu meinem Mann gehen. Er wird schon auf mich warten.«

»Warte«, sagte der Mann. »Du wirst doch wohl ein bisschen Zeit haben.«

»Nein, ich habe es eilig.«

»Ich will dir nichts Böses«, sagte er, »im Gegenteil. Weißt du, wenn dein Mann nicht so starrköpfig wäre, würde es für euch gut laufen.«

Sie wich instinktiv zum Kamin zurück.

»Nun, ich wollte eigentlich sagen: für dich.«

Sie hatte begriffen, warum er gekommen war, und schwieg.

»Ich bin sicher, dass du viel liebenswürdiger sein kannst. Du bist nicht wie er. Wir beide könnten ganz gut miteinander auskommen, meinst du nicht?«

»Sie haben die beiden Lämmer bekommen, die Sie wollten«, sagte sie und hoffte immer noch, dass sie sich hinsichtlich seiner Absichten getäuscht hatte. Trotzdem wich sie weiter zurück, als er auf die andere Seite des Tisches kam und kein Hindernis sie mehr trennte.

»Spiel nicht die Ahnungslose«, sagte er, »Du weißt genau, was ich will, und es wäre besser, du gibst es mir, wenn du keinen Ärger haben willst.«

»Gehen Sie!«, sagte sie.

»Komm! Sei vernünftig«, sprach er weiter.

Sie dachte an ihren Sohn, der draußen spielte, und rief nach ihm: »Julien! Julien! Komm her!«

Gleichzeitig ergriff sie den Feuerhaken und hielt ihn vor sich.

»Gehen Sie!«, sagte sie.

Der Gutsbesitzer wurde blass, sein Gesicht verschloss sich und wurde wieder zu der strengen Maske, die sie so gut kannte und fürchtete.

»Das wird dir noch leidtun!«, sagte er. »Glaub mir, das wirst du noch bedauern!«

In diesem Moment erschien Julien in der Türöffnung und blinzelte mit den Augen, da er aus der Sonne in den Halbschatten der Küche kam.

»Komm!«, sagte sie. »Komm her!«

Der Kleine trat ein, stürzte auf sie zu und hängte sich an ihren Rock. Sogleich drehte sich der Besitzer um und ging hinaus. Sie verharrte einen langen Moment wie gelähmt, das Herz klopfte ihr bis zum Hals, und sie streichelte den Kopf ihres Kindes, das trotz seiner drei Jahre spürte, dass seine Mutter in Gefahr war. Dann schien sie wieder zum Leben zu erwachen, sie füllte eilig ihren Korb und machte sich auf den Weg zu der Wiese, wo Jacques mit Garrissou arbeitete. Noch immer zitterte sie wegen des Vorfalls, doch eines wusste sie genau: Niemals würde sie ihrem Mann anvertrauen, dass der Pachtherr sie in

ihrem Haus überrascht hatte, denn Jacques wäre fähig gewesen, ihn zu töten. Sie wusste, dass sie dieser neuen Gefahr allein die Stirn bieten musste.

Wie alle Frauen kannte sie diese Gefahr seit ihrer Jugendzeit. Sie hatte Jacques sehr früh in ihrem Leben kennengelernt, da sie auf demselben Gut wie er diente. Wahrscheinlich war sie dort Kammermädchen oder Köchin gewesen, er hingegen hatte auf den Feldern gearbeitet. Höchstwahrscheinlich sind die beiden einander anlässlich der Mahlzeiten während der großen Sommerernte begegnet, und sie werden begriffen haben, dass ihre einzige Rettung darin lag, zu heiraten und fortzugehen. Wenngleich die Gutsherren gern fordernd und allmächtig gegenüber den Männern und vor allem gegenüber den Frauen auftraten, missbrauchten zum Glück nicht alle diese Situation.

7 Seit jenem Tag lebte sie in ständiger Angst und wunderte sich nicht mehr über die vom Gutsbesitzer angezettelten Streitereien, doch vertraute sie ihrem Mann die wahre Ursache nicht an. Wenn sie auf dem Pachthof allein blieb, behielt sie immer einen Gegenstand in Reichweite und beobachtete aufmerksam die Umgebung. Doch sie wusste, dass sie nicht lange dort bleiben konnten, denn es drohte Unheil.

Dennoch ging ein weiteres Jahr vorüber, und sie tat ihr Möglichstes, alle Fallen zu umgehen, zu kämpfen, nie aufzugeben, getragen von der Liebe zu ihrem Sohn und ihrem Mann. Der Winter wurde sehr kalt und verbannte sie ins Innere des Hauses, doch sobald der Frühling kam, bestand sie darauf, Jacques zu folgen und ihm zu helfen, auch wenn er versicherte, dass er sie nicht brauche. Sie spürte immer eine Bedrohung, die über ihr hing, und schützte sich so gut sie konnte, doch das Schicksal, das ihnen auflauerte, offenbarte sich in ganz anderer Weise, als sie fürchtete.

In jenem Jahr legte sich von Mitte Mai an eine extreme Hitze über das Tal, sie versengte die Felder und Wiesen und steigerte sich in den ersten zwei Juniwochen dermaßen, dass genau zu dem Zeitpunkt, als die Heuernte anstand, Gewitter aufzogen. Jacques wollte sie um eine Woche verschieben, doch der Pachtherr bestand darauf, dass er am 15. anfang, und drohte, ihm die Hilfe von Garissou und dessen Sohn zu entziehen, wenn er noch länger wartete.

Sie begannen also mitten in der erstickenden Gluthitze, die nichts Gutes verhiess, mit der Mahd. Auch die Nächte brachten kaum Abkühlung. Und tatsächlich ließ sich, kaum dass das Heu gemäht war, am Horizont im Westen Donnerrollen vernehmen, doch das Gewitter entlud sich etwas weiter nördlich, und am nächsten Tag herrschte wieder dieselbe unerträgliche Hitze. An jenem Tag half Madeleine Jacques, Garissou und dessen Sohn beim Zusammenraffen des Heus, um es noch vor Einbruch der Dunkelheit einzuholen. Sie hatten gerade noch Zeit, eine Fuhre mit dem Karren in die Scheune zu bringen, doch als sie sich anschickten, den Rest zu holen, ließen sich wieder dieselben Donnerschläge wie am Tag zuvor vernehmen, und binnen kürzester Zeit zogen mächtig gebauchte schieferfarbene Wolken über den Hügeln auf.

Es war fünf Uhr nachmittags. Trotz Madeleines Befürchtungen – sie hatte große Angst vor Blitzen – beschloss Jacques, mit Garissou zur großen Wiese zurückzufahren, wo das Heu zu verrotten drohte, wenn es zu nass würde.

»Bleib hier«, sagte er zu seiner Frau. »Du kannst mir beim Abladen helfen, denn Garissou muss nach Hause.«

»Geh' nicht«, sagte sie, »wenn das Heu nass wird, lassen wir es eben acht Tage länger trocknen.«

»Und wenn das Wetter schlecht wird? Wenn es acht Tage lang regnet?«

Äußerst besorgt ließ sie ihn schließlich ziehen. Sie machte sich Vorwürfe, dass sie ihre Angst nicht im Griff hatte und ihm in gar keiner Weise behilflich sein konnte.